Prolog

Eine kleine Gebrauchsanweisung für das Ende



Aus dem Leben eines Taugewas –
Die un.heimlichen Geschichten des

Gordon Blöh

Prolog

Eine kleine Gebrauchsanweisung für das Ende

Man soll ein Buch nicht nach seinem Anfang beurteilen, heißt es. Das ist ein ausgesprochen beruhigender Satz, vor allem für Autoren, deren Anfang noch nicht weiß, wohin die Reise geht. Bei einem Buch wie diesem ist die Sache ohnehin kompliziert. Wer den Titel liest, könnte vermuten, er habe eine Sammlung von Geschichten über den Tod vor sich. Wer das Buch aufschlägt, wird feststellen, dass der Tod zwar zuverlässig mitarbeitet, aber keineswegs immer der Hauptdarsteller ist. Er ist eher jener unkündbare Kollege, der seit Ewigkeiten im Betrieb beschäftigt ist, selten selbst etwas erklärt und trotzdem bei jeder wichtigen Besprechung am Tisch sitzt. Manchmal schweigt er. Manchmal räuspert er sich. Und gelegentlich wirft er sämtliche Tagesordnungen über den Haufen, weil er beschlossen hat, dass jetzt Schluss ist. Eine Kündigung braucht er dafür nicht.

Gordon Blöh kennt diesen Kollegen. Er hat beruflich mit ihm zu tun, und zwar in einem Umfang, der bei anderen Menschen vermutlich zu einer gewissen beruflichen Verformung führen würde. Wer täglich mit den letzten Dingen beschäftigt ist, entwickelt entweder einen Hang zur Schwermut oder einen sehr eigenwilligen Humor. Gordon hat sich für Letzteres entschieden. Nicht unbedingt freiwillig. Es gibt Berufe, in denen man sich die Weltanschauung aussuchen kann wie ein Hemd im Kaufhaus. In anderen

Berufen wird sie einem mit der Zeit auf den Leib geschneidert, und zwar ohne Umtauschrecht.

Gordon ist noch jung, als er sich auf den Weg durch dieses Sterbewerk macht. Jung genug, um zu glauben, dass man mit Intelligenz, einer gewissen Frische des Geistes und einer ordentlichen Portion Fantasie ziemlich weit kommen kann. Er besitzt Fragen, bevor er die passenden Antworten kennt, und das ist ein guter Anfang. Menschen, die schon alles wissen, sind schließlich schwer zu unterrichten. Sie lassen sich allenfalls noch beerdigen, wobei selbst das nicht immer ohne Diskussionen abgeht. Gordon beobachtet, fragt, zweifelt, denkt nach und stellt gelegentlich fest, dass die Wirklichkeit eine ausgesprochen schlechte Dramaturgin ist. Sie baut ihre Geschichten selten sauber auf, verzichtet auf vernünftige Übergänge und lässt ausgerechnet jene Figuren verschwinden, die man gern noch ein wenig länger auf der Bühne gesehen hätte. Dafür schickt sie andere zurück, obwohl deren Auftritt längst beendet schien.

Das Leben hält sich nicht an die Regeln, die wir ihm nachträglich aufschreiben. Es besitzt weder einen Lektor noch einen Verlagsvertrag und kümmert sich herzlich wenig um die Erwartungen seines Publikums. Wenn es einen roten Faden gibt, dann vermutlich deshalb, weil irgendjemand vergessen hat, ihn aufzurollen. Gordon versucht trotzdem, Ordnung in die Dinge zu bringen. Nicht in die Welt, das wäre vermessen, sondern zunächst in das, was ihm begegnet. Er betrachtet Menschen, ihre Eigenheiten und ihre kleinen Katastrophen. Er sieht, wie sie sich an Gewohnheiten klammern, als wären diese letzte Rettungsboote auf einem Ozean voller Unsicherheit. Er erlebt, wie aus Liebe Besitz werden kann, aus Fürsorge eine Pflichtübung, aus Trauer eine Dienstleistung und aus einer Rechnung eine philosophische Grundsatzfrage. Er entdeckt, dass die Würde des Menschen in Sonntagsreden

erstaunlich groß ist und im Alltag gelegentlich auf das Format eines Formularfeldes schrumpft. Dort muss sie dann hineinpassen, möglichst ohne über den Rand zu ragen. Das ist praktisch, denn was nicht ins Formular passt, existiert in der Verwaltung bekanntlich nur eingeschränkt. Der Tod hingegen passt erstaunlich gut in die deutsche Bürokratie. Es gibt Zuständigkeiten, Fristen, Bescheinigungen, Gebühren und Vorschriften. Für das Sterben selbst ist zwar kein Antrag erforderlich, doch anschließend beginnt eine erstaunliche Geschäftigkeit. Man könnte meinen, der Tod habe lediglich die Absicht gehabt, einen Menschen aus dem Verkehr zu ziehen, und dabei versehentlich eine ganze Behörde alarmiert.

Vielleicht ist das unsere Art, mit dem Unfassbaren umzugehen. Was wir nicht begreifen, versehen wir mit einer Aktennummer. Was uns Angst macht, bekommt einen Termin. Was sich unserer Kontrolle entzieht, wird wenigstens ordentlich abgeheftet. Und wenn alles nichts hilft, gründen wir einen Arbeitskreis. Gordon sieht darin nicht nur Anlass zur Kritik, sondern auch Stoff für eine gewisse Heiterkeit. Denn der Mensch ist ein widersprüchliches Wesen. Er weiß, dass er sterben wird, und kauft trotzdem Möbel für die Ewigkeit. Er verlangt Ehrlichkeit und hofft, dass man ihm die Wahrheit nur in kleinen, gut verträglichen Portionen serviert. Er möchte selbstbestimmt leben, aber bitte mit einer Bedienungsanleitung, einer Garantieverlängerung und einem Ansprechpartner, der auch am Wochenende erreichbar ist. Er träumt von Unsterblichkeit und beschwert sich schon nach drei Tagen über das Wetter. Er möchte die Welt retten, sofern dafür nicht sein Feierabend geopfert werden muss. Und er liebt die Menschheit im Allgemeinen, während ihm der konkrete Mensch im Treppenhaus gelegentlich schon zu viel wird.

Gordon nimmt diese Widersprüche ernst genug, um sie zu betrachten, und nicht so ernst, dass er darüber seinen Humor

verliert. Das ist eine schwierige Balance. Wer nur lacht, macht es sich zu einfach. Wer nur klagt, ebenso. Zwischen beidem liegt jener schmale Streifen menschlicher Vernunft, auf dem man erkennen kann, dass eine Sache gleichzeitig lächerlich und tragisch sein darf. Eine Beerdigung kann von einer organisatorischen Panne begleitet werden, ohne dass die Trauer dadurch weniger wirklich wird. Ein Streit um Geld kann grotesk erscheinen, obwohl hinter ihm jahrzehntelang gewachsene Verletzungen liegen. Ein Mensch kann sich mit größter Würde verabschieden und im nächsten Augenblick an einer Kleinigkeit scheitern, die ihm zu Lebzeiten völlig unwichtig gewesen wäre. Das Leben ist nicht verpflichtet, sich für eine einzige Tonlage zu entscheiden. Warum also sollten es die Geschichten sein, die davon erzählen?

Wer in diesen Seiten nach einer feierlichen Abhandlung über den Tod sucht, wird vermutlich enttäuscht sein. Gordon ist kein Priester, der auf jede Frage eine Antwort bereithält, und kein Philosoph, der seine Gedanken in ein System einmauert, damit sie möglichst lange ungestört darin wohnen können. Er ist auch kein allwissender Beobachter, der sich außerhalb des menschlichen Durcheinanders auf einen sicheren Aussichtspunkt gestellt hat. Er gehört dazu. Er irrt sich, urteilt vorschnell, entdeckt neue Zusammenhänge und muss mitunter feststellen, dass seine klügsten Gedanken genau so lange halten, bis das Leben ihnen widerspricht. Das ist kein Mangel, sondern eine der wenigen Möglichkeiten, geistig beweglich zu bleiben. Wer sich niemals korrigieren muss, hat entweder die Wahrheit gefunden oder aufgehört, Fragen zu stellen. Beides kommt vor. Das eine ist selten, das andere erschreckend häufig.

Gordon zieht es vor, weiterzufragen. Dabei hilft ihm seine Fantasie. Sie erlaubt ihm, die Wirklichkeit ein wenig zu verschieben, bis ihre verborgenen Konturen sichtbar werden. Manchmal genügt

eine kleine Übertreibung, um einen großen Unsinn zu entlarven. Manchmal muss man eine Situation bis an den Rand des Absurden treiben, damit jemand bemerkt, wie absurd sie längst ist. Und manchmal ist Sarkasmus die letzte verbliebene Sprache, wenn die höflichen Worte bereits ihre Arbeit eingestellt haben. Doch auch der schärfste Spott sollte wissen, wo seine Grenzen liegen. Er darf die Eitelkeit treffen, die Heuchelei, die Selbstgerechtigkeit und jene bequeme Dummheit, die sich für gesunden Menschenverstand hält. Er sollte sich davor hüten, den Schmerz eines Menschen mit dessen Schwäche zu verwechseln. Wer trauert, ist nicht lächerlich. Wer Angst hat, ist nicht dumm. Wer sich an etwas klammert, das längst verloren scheint, tut das vielleicht nicht aus mangelnder Einsicht, sondern weil Loslassen zu den Dingen gehört, die sich leichter empfehlen als ausführen lassen.

Gordon lernt, dass Menschen selten nur das sind, was sie auf den ersten Blick darstellen. Hinter einer schroffen Bemerkung kann Hilflosigkeit stecken, hinter einer lächerlichen Forderung die Angst, übersehen zu werden, und hinter einem scheinbar nüchternen Streit um einen Gegenstand eine ganze Lebensgeschichte. Nicht jeder Mensch wird dadurch sympathischer. Es wäre auch zu viel verlangt, aus jeder menschlichen Absonderlichkeit eine rührende Erklärung zu machen.

Manche Leute sind tatsächlich schwierig, manche ausgesprochen egoistisch, und manche schaffen es, selbst in einem Raum voller Trauer noch die Hauptrolle für sich zu beanspruchen. Aber auch sie haben eine Geschichte, und die Geschichte eines Menschen beginnt gewöhnlich lange vor dem Moment, in dem wir uns ein Urteil über ihn bilden. Gordon versucht, diesen Umstand nicht zu vergessen. Es gelingt ihm nicht immer. Niemand kann ständig verständnisvoll sein. Verständnis ist keine unerschöpfliche Ressource, die man nach Bedarf aus einem inneren Vorratsschrank

holt. Manchmal ist man müde, manchmal ungerecht, manchmal schlicht nicht in der Lage, noch einen weiteren fremden Kummer aufzunehmen. Auch darin liegt eine Wahrheit, über die man nicht gern spricht: Die Fähigkeit, anderen zu helfen, macht uns nicht unverwundbar.

Wer sich beruflich oder privat um die Probleme anderer kümmert, bleibt ein Mensch mit eigenen Grenzen, eigenen Ängsten und eigenen ungelösten Angelegenheiten. Ein guter Zuhörer besitzt nicht automatisch die Fähigkeit, sein eigenes Leben zu verstehen. Ein Mensch, der anderen beim Abschied hilft, kann an einem ganz gewöhnlichen Abschied scheitern. Und jemand, der beruflich weiß, was nach dem Tod zu tun ist, weiß deshalb noch lange nicht, was er mit dem Leben anfangen soll. Vielleicht ist gerade das eine der stillen Erkenntnisse, die sich durch dieses Buch ziehen: Fachwissen schützt nicht vor Hilflosigkeit, Intelligenz nicht vor Irrtum und Erfahrung nicht vor dem Schmerz, den man sich trotz aller Erfahrung nicht ersparen kann.

Wir können vieles lernen. Wir können Verfahren verbessern, Maschinen entwickeln, neue medizinische Möglichkeiten entdecken, Kommunikation beschleunigen und sogar künstliche Intelligenzen erschaffen, die uns in erstaunlicher Geschwindigkeit Antworten liefern. Nur die Frage, welche Antwort wir eigentlich brauchen, bleibt häufig bei uns hängen. Wir können die Welt vermessen, ohne zu wissen, wo wir stehen. Wir können Daten sammeln, ohne den Menschen zu verstehen, der hinter ihnen verschwindet. Wir können ein Leben in Zahlen beschreiben und trotzdem übersehen, was es für jemanden bedeutet hat. Vielleicht liegt darin die eigentliche Herausforderung unserer Zeit: nicht noch mehr Informationen zu besitzen, sondern besser zu erkennen, welche davon uns zu Menschen machen.

Gordon betrachtet die Fortschritte seiner Zeit mit Neugier, gelegentlich mit Begeisterung und mit jener gesunden Skepsis, die verhindert, dass man jede neue Erfindung sofort für den Beginn des Paradieses hält. Die Geschichte der Menschheit ist schließlich voll von Dingen, die uns das Leben erleichtern sollten und anschließend eine eigene Abteilung für ihre Nebenwirkungen benötigten.

Der Fortschritt kommt selten allein. Er bringt Bedienungsanleitungen, Abhängigkeiten, neue Erwartungen und gelegentlich einen Kundendienst mit, der erklärt, dass das Problem nicht am Gerät liegt, sondern an der Art, wie wir es benutzen. Trotzdem wäre es töricht, jede Veränderung abzulehnen. Auch die Vergangenheit war nicht automatisch besser, nur weil die Probleme damals andere Namen trugen. Der Mensch hat sich immer nach Erleichterung gesehnt, nach Sicherheit, nach einem längeren Leben und nach der Hoffnung, dass die nächste Generation es ein wenig besser haben möge. Das ist kein Fehler. Der Fehler beginnt dort, wo wir glauben, eine bessere Welt sei zwangsläufig eine menschlichere. Eine Gesellschaft kann technisch hoch entwickelt sein und ihre Schwächsten dennoch alleinlassen. Sie kann von Selbstbestimmung sprechen und Menschen gleichzeitig das Gefühl vermitteln, eine Belastung zu sein. Sie kann das Leben verlängern, ohne ihm mehr Leben hinzuzufügen. Und sie kann den Tod organisatorisch perfekt bewältigen, während sie mit den Lebenden nicht mehr recht umzugehen weiß.

Gordon ist kein Weltverbesserer mit einem fertigen Plan für die Rettung der Zivilisation. Er besitzt weder die nötigen Mittel noch die erforderliche Selbstüberschätzung. Er möchte zunächst verstehen, was vor ihm liegt. Das ist weniger spektakulär als eine Revolution, aber vielleicht hilfreicher. Denn große Veränderungen beginnen nicht immer mit großen Gesten. Manchmal beginnen sie

damit, dass jemand eine Frage anders stellt, einem anderen Menschen zuhört oder einen Augenblick länger bleibt, obwohl er längst einen Termin hätte. Manchmal besteht Fortschritt darin, eine Regel infrage zu stellen, die niemand mehr erklären kann. Manchmal darin, eine Tradition loszulassen, die den Lebenden mehr Last als Trost geworden ist. Und manchmal darin, einen Menschen nicht danach zu beurteilen, was er kostet, sondern danach, was er für andere bedeutet hat.

Die Würde ist kein Luxusartikel. Sie sollte weder vom Kontostand abhängen noch vom Preis eines Sarges, von der Größe einer Trauerfeier oder von der Fähigkeit einer Familie, sich im entscheidenden Augenblick zusammenzuraufen. Sie lässt sich nicht zuverlässig an Blumen messen, nicht an Grabsteinen und schon gar nicht an den Rechnungen, die nach dem Tod noch eintreffen. Es ist nicht falsch, Dinge zu kaufen, die Trost spenden. Es ist nicht falsch, Traditionen zu pflegen oder Abschiede sorgfältig zu gestalten. Falsch wird es erst, wenn wir glauben, der Wert eines Menschen ließe sich an der Ausstattung seines letzten Weges ablesen. Ein schlichter Abschied kann voller Liebe sein, ein aufwendiger voller Leere. Beides kommt vor.

Der Tod macht uns nicht automatisch weise. Er zwingt uns lediglich, mit einer Tatsache umzugehen, die wir lieber auf später verschieben würden. Was wir daraus lernen, bleibt unsere Sache. Vielleicht lernen wir, dass Geld wichtig ist, aber nicht alles entscheidet. Vielleicht erkennen wir, dass Familie nicht allein durch Verwandtschaft entsteht und dass Nähe manchmal gerade dort fehlt, wo sie selbstverständlich sein sollte. Vielleicht entdecken wir, dass die Menschen, die uns am meisten bedeuten, nicht unbedingt diejenigen sind, mit denen wir am längsten unter einem Dach gelebt haben.

Und vielleicht begreifen wir irgendwann, dass Liebe nicht jede Schwierigkeit lösen kann. Sie ist kein Werkzeugkasten, in dem für jedes Problem ein passender Schlüssel liegt. Sie kann tragen, trösten, ermutigen und manchmal sogar retten. Aber sie kann einen anderen Menschen nicht gegen dessen Willen heilen, nicht alle Wunden der Vergangenheit schließen und nicht garantieren, dass zwei Menschen denselben Weg bis zum Ende gehen.

Wer liebt, bekommt keine Verfügungsmacht über das Leben des anderen. Wer bleibt, hat nicht automatisch recht. Und wer geht, nimmt nicht zwangsläufig alles mit, was einmal zwischen zwei Menschen gewesen ist. Manche Beziehungen enden, obwohl etwas Echtes in ihnen war. Manche Menschen wenden sich ab, obwohl sie sich einmal nahe waren. Nicht jede Trennung lässt sich durch ein letztes Gespräch in eine vernünftige Geschichte verwandeln. Manchmal bleibt eine Erklärung aus, manchmal kommt sie zu spät, und manchmal besteht die einzige Antwort darin, anzuerkennen, dass man nicht jede Antwort bekommen wird. Das ist keine besonders befriedigende Erkenntnis.

Der Mensch liebt Abschlüsse, am liebsten solche, in denen alle Beteiligten ihre Motive erklären, ihre Fehler einsehen und sich anschließend in gegenseitigem Einvernehmen verabschieden. Das wäre dramaturgisch sauber und menschlich ausgesprochen praktisch. Leider hält sich das Leben auch hier nicht an die Wünsche seines Publikums. Es lässt Türen zufallen, Gespräche abbrechen und Fragen zurück, die sich nicht einmal dann beantworten, wenn man sie jahrelang von allen Seiten betrachtet.

Gordon wird im Lauf dieser Geschichten älter. Nicht dramatisch, nicht mit einem einzigen großen Knall, sondern auf jene unspektakuläre Weise, die man zunächst kaum bemerkt. Ein paar Erfahrungen kommen hinzu, ein paar Gewissheiten verschwinden, und die Haare verändern ihre Farbe, als wollten sie dem Kopf

mitteilen, dass auch er nicht ewig im Dienst bleiben kann. Der junge Mann, der einst mit frischem Blick und ungebremster Fantasie in sein Sterbewerk aufgebrochen ist, wird zu einem gestandenen Mann, der inzwischen weiß, dass Klugheit zwar helfen kann, aber nicht immer rettet. Er hat beobachtet, analysiert, gelacht, gezweifelt und versucht, aus dem Widersinn der Welt einen Sinn herauszuschälen, ohne dabei so zu tun, als hätte er ihn vollständig gefunden. Er ist noch immer neugierig. Vielleicht sogar neugieriger als früher. Denn mit zunehmendem Alter wächst nicht unbedingt die Zahl der Antworten. Manchmal wächst vor allem die Zahl der Fragen, die man sich früher nicht einmal zu stellen getraut hätte. Das ist kein besonders effizientes Ergebnis, aber Effizienz war noch nie ein verlässlicher Maßstab für Weisheit.

So begleiten wir Gordon durch ein Sterbewerk, das weit mehr umfasst als seine berufliche Umgebung. Wir begegnen dem Grotesken und dem Alltäglichen, der Selbstüberschätzung und der Hilflosigkeit, dem großen Anspruch und der kleinen Geste. Wir dürfen lachen, auch wenn es gelegentlich ein Lachen ist, das uns im nächsten Moment im Hals stecken bleibt. Wir dürfen uns über die Absurditäten anderer amüsieren und dabei entdecken, dass wir selbst keineswegs immer die vernünftigsten Bewohner dieses Planeten sind. Wir dürfen urteilen, solange wir bereit bleiben, unsere Urteile zu überprüfen. Und wir dürfen nachdenklich werden, ohne uns deshalb gleich für tiefsinnig halten zu müssen. Die Welt hat schon genug Menschen hervorgebracht, die aus jeder Beobachtung eine Lebensweisheit machen und diese anschließend so lange wiederholen, bis niemand mehr wagt, nach ihrem praktischen Nutzen zu fragen.

Gordon möchte lieber Geschichten erzählen. Nicht, weil Geschichten die Wahrheit immer besser kennen als Tatsachen,

sondern weil sie manchmal einen Zugang zu ihr schaffen, den eine bloße Behauptung nicht findet. Eine Geschichte kann uns einen Menschen nahebringen, den wir im wirklichen Leben vielleicht übersehen hätten. Sie kann einen Widerspruch sichtbar machen, ohne ihn sofort aufzulösen. Sie kann eine Frage stehen lassen, obwohl wir lieber eine Antwort hätten. Und sie kann uns daran erinnern, dass hinter jeder allgemeinen Erkenntnis ein konkretes Leben steht, das sich nicht vollständig in ihr unterbringen lässt.

Wenn dieses Buch einen Wunsch hat, dann nicht den, seine Leser zu besseren Menschen zu erklären. Dafür ist die Menschheit bereits mit genügend Ratgebern versorgt. Es möchte vielmehr dazu einladen, einen Augenblick genauer hinzusehen. Auf die anderen, auf sich selbst und auf jene scheinbar nebensächlichen Dinge, die sich später als entscheidend erweisen. Es möchte daran erinnern, dass wir einander nicht alles schuldig sind, aber manchmal mehr, als wir im Alltag zu geben bereit sind. Ein wenig Geduld. Ein offenes Ohr. Einen ehrlichen Satz. Eine Hand, die nicht sofort zurückgezogen wird, sobald es unbequem wird. Und vielleicht die Bereitschaft, einen Menschen nicht erst dann wichtig zu nehmen, wenn sein Fehlen einen Platz hinterlässt, den niemand mehr füllen kann. Denn so selbstverständlich uns das Leben vorkommt, solange es läuft, so wenig selbstverständlich ist es, dass wir einander begegnen. Wir halten vieles für aufschiebbar: das Gespräch, die Entschuldigung, den Besuch, den Anruf, die Frage, ob es dem anderen wirklich gut geht. Wir warten auf einen günstigeren Zeitpunkt, auf bessere Laune, auf weniger Arbeit, auf die passende Gelegenheit.

Das Leben wiederum hat eine eigene Vorstellung von Terminplanung. Es trägt seine Termine nicht in unseren Kalender ein und fragt nicht, ob wir gerade Zeit haben. Es kommt, wann es kommt,

und geht, wann es geht. Dazwischen liegt unser gemeinsamer Versuch, etwas daraus zu machen. Vielleicht ist das schon genug. Vielleicht müssen wir nicht jede Frage beantworten, nicht jede Wunde heilen, nicht jedes Rätsel lösen und nicht jeden Menschen auf unserem Weg festhalten. Vielleicht genügt es manchmal, dass etwas gewesen ist. Eine Begegnung. Ein gemeinsames Lachen. Eine Zeit, in der die Welt leichter schien. Ein Gedanke, der geblieben ist, obwohl der Mensch, von dem er kam, längst nicht mehr neben uns sitzt. Wir sind nicht nur das, was wir erreichen, besitzen oder hinterlassen. Wir sind auch das, was andere durch uns erfahren haben, und das, was von ihnen in uns weiterlebt. Das gilt für die Toten, von denen wir uns verabschieden, ebenso wie für die Lebenden, die irgendwann aus unserem Leben verschwinden. Es gilt für die Menschen, die wir geliebt haben, und für jene, deren Bedeutung wir erst erkennen, wenn die gemeinsame Zeit vorbei ist.

Erinnerung ist dabei kein ordentliches Archiv. Sie bewahrt nicht alles auf, was wichtig war, und sie sortiert nicht nach objektiver Bedeutung. Sie legt manchmal eine Kleinigkeit ganz nach vorn: eine Stimme, einen Blick, eine Geste, einen Satz, der damals beiläufig erschien. Anderes verblasst, obwohl wir es für unvergesslich hielten. Erinnerung ist parteiisch, unzuverlässig und gelegentlich erstaunlich zärtlich. Vielleicht ist sie gerade deshalb menschlich. Und vielleicht ist sie, neben allem, was wir bauen, schreiben, kaufen und organisieren, eine der wenigen Formen, in denen wir tatsächlich ein Stück unseres Lebens weitergeben können.

Gordon wird im Laufe dieser Geschichten nicht zum Besitzer einer letzten Wahrheit. Er bekommt keinen Generalschlüssel für die menschliche Seele, keine Gebrauchsanweisung für das Glück und keinen Vertrag, der ihn vor Verlusten schützt. Er wird älter, und

er bleibt ein Mensch. Einer, der mitunter klüger erscheint, als er sich fühlt, und der sich gelegentlich eingestehen muss, dass selbst die beste Analyse nichts daran ändert, was geschehen ist. Einer, der gelernt hat, dass ein guter Gedanke nicht unbedingt eine gute Idee ist und eine Lösung ergibt und dass man manche Dinge verstehen kann, ohne sie dadurch leichter ertragen zu können.

Vielleicht ist das die unscheinbare Reife, die sich am Ende einstellt: nicht alles erklären zu müssen, um etwas anzuerkennen. Nicht jeden Abschied in eine Lehre zu verwandeln. Nicht aus jedem Schmerz eine Heldengeschichte zu machen. Und nicht so zu tun, als hätte man das Leben besiegt, nur weil man einige seiner Regeln durchschaut hat. Das Sterbewerk arbeitet weiter. Es wird neue Geschichten geben, neue Menschen, neue Fragen und vermutlich genügend Unsinn, um ganze Bibliotheken zu füllen. Der Tod wird seine Stelle behalten, die Bürokratie ihre Formulare, und der Mensch wird weiterhin versuchen, die Unordnung seiner Existenz mit erstaunlicher Gründlichkeit zu verwalten. Gordon wird weiterdenken, vielleicht etwas langsamer, vielleicht mit mehr grauen Haaren und weniger Illusionen, aber hoffentlich mit derselben Neugier auf das, was sich hinter der nächsten Ecke verbirgt. Denn solange wir noch fragen, ist nicht alles verloren. Solange wir lachen können, ohne den Schmerz anderer zu verhöhnen, ist noch Platz für Menschlichkeit. Und solange wir bereit sind, einander wahrzunehmen, ist die Welt nicht ganz so kalt, wie sie manchmal erscheint.

Dies ist also kein Buch, das den Tod besiegen möchte. Das wäre ein ehrgeiziges Vorhaben für einen Stapel bedruckten Papiers und würde vermutlich an den Zuständigkeiten scheitern. Es ist vielmehr ein Versuch, dem Leben beim Stolpern zuzusehen, ohne sofort den Zeigefinger zu heben. Ein Versuch, die Komik im Tragischen und das Tragische im Komischen zu entdecken. Ein

Versuch, die Würde des Menschen nicht mit seiner Fehlerlosigkeit zu verwechseln. Und ein Versuch, sich daran zu erinnern, dass wir nicht unsterblich sein müssen, um füreinander von Bedeutung zu sein.

Wenn Sie dieses Buch nun aufschlagen, erwarten Sie bitte keine endgültigen Antworten. Gordon hat sie nicht gefunden, und der Autor wäre misstrauisch gegenüber jedem, der behauptet, sie besäßen zu haben. Erwarten Sie stattdessen Beobachtungen, Übertreibungen, Widersprüche, gelegentliche Zumutungen und vielleicht den einen oder anderen Gedanken, der Sie noch eine Weile begleitet, nachdem Sie die letzte Seite umgeblättert haben. Lachen Sie, wenn Ihnen danach ist. Widersprechen Sie, wenn Sie anderer Meinung sind. Legen Sie das Buch beiseite, wenn Ihnen eine Stelle zu nahe kommt, und nehmen Sie es wieder zur Hand, wenn Sie bereit sind, weiterzulesen. Sie müssen Gordon nicht in allem zustimmen. Sie müssen ihn nicht einmal mögen. Es genügt, wenn Sie ihm gelegentlich einen Augenblick lang zuhören. Vielleicht entdecken Sie dabei etwas über ihn. Vielleicht etwas über andere. Und vielleicht, ganz nebenbei, etwas über sich selbst.

Denn am Ende geht es in einem Sterbewerk womöglich gar nicht in erster Linie um das Sterben. Es geht darum, was wir aus der begrenzten Zeit machen, die uns zur Verfügung steht, und was wir einander darin bedeuten. Es geht um die Dinge, die wir für wichtig halten, bis das Leben uns zeigt, dass wir uns geirrt haben. Um die Dinge, die wir übersehen, bis sie fehlen. Um die Liebe, die nicht alles retten kann, und um die Erinnerung, die manchmal länger bleibt als jede Erklärung. Und es geht um jene einfache, unbequeme Wahrheit, die sich nicht mit schwarzem Humor wegdiskutieren lässt:

Wir wissen nicht, wie viel Zeit uns bleibt. Wir wissen nur, dass sie nicht unbegrenzt ist. Deshalb wäre es vielleicht vernünftig, nicht

jede Zärtlichkeit aufzuschieben, nicht jede Versöhnung auf morgen zu vertagen und nicht darauf zu warten, dass uns der Tod daran erinnert, was das Leben von uns verlangt. Wobei Vernunft bekanntlich nicht zu den Eigenschaften gehört, die sich beim Menschen zuverlässig einschalten lassen. Aber man kann es ja versuchen. Gordon jedenfalls hat es versucht. Und wenn er dabei manchmal danebenliegt, dann immerhin auf menschliche Weise. Was will man von einem Sterbewerk auch mehr verlangen? Schließlich sind wir alle nur vorübergehend beschäftigt.

Leipzig, im Frühjahr 2027
Caspar